

So entfaltet die Autorin im letzten Abschnitt fünf „Prinzipien für freikirchliche Gemeindegründungen aufgrund der vorliegenden Ergebnisse“ (244-265): 1. In der Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte sollen Freikirchen wahrnehmen, dass sie „aus dem reformatorischen Erbe hervorgegangen“ (244) sind, und von daher in einen positiven Dialog mit den Landeskirchen treten, damit Landes- und Freikirchen einen Weg des gemeinsamen missionarischen Handelns finden. 2. Freikirchen müssen sich neu auf den ostdeutschen Kontext einlassen, indem sie den Kontext ihrer Entstehungsgeschichte verstehen und ihre Situation während des DDR-Regimes aufarbeiten, um einen Weg aus der öffentlichen Bedeutungslosigkeit zu finden. 3. Freikirchen müssen die „erlernte Säkularisierung“ in Ostdeutschland verstehen, sich um Brücken in die ostdeutschen Milieus hinein bemühen, und dementsprechend eine kulturell angemessene Sprache des Glaubens entwickeln. 4. Freikirchen müssen sich auf die besondere Lebenserfahrung und Identität der Menschen in Ostdeutschland einlassen, indem sie deren Verlangen nach Sicherheit, nach einem sozialen Netz und nach differenzierten Öffentlichkeiten ernst nehmen. 5. Die zu gründenden Gemeinden müssen ihre Entwicklung immer wieder am Evangelium ausrichten, ihre Identität in Christus festmachen und gleichzeitig als soziale Gemeinschaft mit klaren Konturen in der Öffentlichkeit wirken.

Die Autorin hat eine interessante und engagiert geschriebene Studie vorgelegt, deren Lektüre durch die vielen schulmäßigen Definitionen und breit angelegten Literaturdiskussionen erschwert wird. Irritierend wirkt die wiederholt auftauchende Form des empfehlenden Ratschlags, besonders an die Freikirchen (49.51 und öfter) gerichtet, dass sie z. B. den Kirchenbegriff für sich wieder positiv füllen sollten. Einige dieser „Empfehlungen“ erübrigen sich heute, weil sich das Missionsverständnis in manchen Freikirchen in den letzten Jahren sehr stark in dem Sinne der *Missio Dei*, die in der Mission der Gemeinde vor Ort ihre kontextuelle Ausprägung gewinnt, weiterentwickelt hat.¹ Spannend bleibt sicherlich die Frage, wie die von der Autorin erarbeiteten Kriterien nun in der Praxis derart angewandt werden, dass die Gemeindegründungsprojekte ihre Einseitigkeiten überwinden, eine Glaubenssprache für den in Ostdeutschland sozialisierten Menschen entwickeln und den Glauben sichtbar in der Öffentlichkeit leben.

Pastor Michael Kießkalt, Prof. für Missiologie, Theologisches Seminar Elstal (FH),
Johann-Gerhard-Oncken-Straße 7, 14641 Wustermark

Adeline Gräfin Schimmelmann, Streiflichter aus meinem Leben am deutschen Hofe, unter baltischen Fischern und Berliner Socialisten und im Gefängis, einschließlich „Ein Daheim in der Fremde“ von Otto Funke. – Mit Illustrationen –, hg. v. JÖRG OHLEMACHER (Kleine Texte des Pietismus 12), Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2008, 151 Seiten, ISBN 978-3-374-02622-7, € 16,80

„Es gibt nur einen Weg, auf welchem einer vornehmen Dame erlaubt ist, wirklich christliche Arbeit zu thun. Setzt euch eine weiße Haube auf und stellt euer geistiges Leben und eure Individualität unter die absolute Herrschaft – nicht Christi – sondern eines Diakonissenhauspastors und die einzige Sphäre, die christlichen Damen persönliche, direkte Arbeit erlaubt,

¹ Vgl. MICHAEL KISSKALT, Mission im freikirchlichen Protestantismus, in: CHRISTOPH DAHLING-SANDER, ANDREA SCHULTZE, HENNIG WROGEMANN, DIETRICH WERNER (Hg.), Leitfaden für Ökumenische Missionstheologie, Gütersloh 2003, S. 163-177; vgl. auch: Mission – Wir gehen hin. Ein Handbuch, hg. v. Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (Michael Kießkalt u. a.), Leer, 2008.

steht euch offen. Da ich keinen Ruf in mir fühlte, meinen Mitmenschen unter so sklavischen Bedingungen zu dienen, und da ich mich entschlossen hatte, nur die Führerschaft Christi anzuerkennen, nahm ich mein Recht, Gott zu dienen, wie Er mich führen würde, allein in Anspruch, Ihm allein zu folgen, für Sein Reich zu arbeiten und zu kämpfen, sei's auch durch Verfolgung und Leiden.“ (78) Diese Worte von Adeline Gräfin Schimmelmänn (1854-1913) kennzeichnen eine Frau, die selbstbewusst und couragiert gegen Ende des 19. Jahrhunderts den Auftrag annahm, den sie als ihre Berufung erkannte. Er führte die ehemalige Hofdame von Kaiserin Augusta auf einen Weg, auf dem sie unter baltischen Fischern und Berliner Sozialisten missionierte und auf dem sie in Folge ihres christlichen Engagements, von den eigenen Verwandten als geisteskrank abgestempelt, in einem „Irrenasyl“ landete.

Das vorliegende von Jörg Ohlemacher, dem emeritierten Greifswalder Religionspädagogen, herausgegebene Büchlein über Adeline Gräfin Schimmelmänn enthält sowohl autobiografische Texte als auch einen Bericht von Pastor Otto Funke. Eine von Funkes Predigten wurde für die Gräfin Anlass zur Gründung der „Internationale(n) Seemannsmission“.

Die „Streiflichter aus meinem Leben“ beginnen mit Dokumenten, die Auskunft über die im Jahr 1894 erfolgte „Einsperrung der Gräfin Adeline Schimmelmänn in die 6. Abteilung des Kommunehospitals“ geben. Dorthin kam sie, als ihr jüngster Bruder sie – aus Sorge um sein Erbe – in die Hände eines gewissen Dr. Pontoppidan gab, der eine Geisteskrankheit bei ihr attestierte und veranlasste, dass sie, eingesperrt zwischen „rasenden Tobsüchtigen und gefallenen Frauen“ (19), gefangen gehalten wurde. Ein Gegenattest des Oberarztes Helweg bescheinigte später, „daß sie völlig normal gewesen sei“ und Dr. Pontoppidan ein falsches Dokument erstellt hatte. (18f.)

Der eingangs abgedruckte „offizielle Bericht des Reichstages vom 16. Oktober 1894“ charakterisiert die Gräfin eindrucklich, wenn er festhält: „Es ist wahr, dass die Gräfin ein Leben geführt hat, welches sehr verschieden von demjenigen der meisten Damen ihres Ranges ist.“ (15) Autobiografische Notizen geben Einblick in das Leben der am 19. Juli 1854 als Tochter eines dänischen Grafen auf Schloß Ahrensburg in Holstein geborenen Adeline. Sie selbst beschreibt ihr Wesen so: „Ich fing zeitig an meinen Charakter zu beweisen, der nicht wieder los läßt was er einmal hält.“ (20)

Obwohl „christliche Dinge nie zu Hause, ..., besprochen wurden“ (24), verdankt Adeline ihre erste geistliche Prägung dem Elternhaus, in dem sie früh die Schnorr'sche Bilderbibel betrachtet und mit Hilfe eines alten Katechismus bereits vor dem sechsten Lebensjahr lesen lernt.

Achtzehn Jahre verbringt Adeline als junge Frau am Berliner Hof als Hofdame der Kaiserin Auguste. Ein Vortrag von Pastor Otto Funke leitet ihre Lebenswende ein. Sie erfährt daraus, „dass auch Damen ein Missionswerk übernehmen könnten.“ (34)

An dieser Stelle werden die autobiografischen Aufzeichnungen durch den Text „Ein Daheim in der Fremde“ von Otto Funke unterbrochen. (34) Funke leitet seine Schilderung mit einem Besuch im Seemannsheim der Gräfin Schimmelmänn ein und gibt danach einen kurzen Bericht ihrer Lebenswende, die sie vom kaiserlichen Palast zu den Fischern auf die Insel Rügen führte. Funke lässt im Folgenden wiederholt auch Adeline sprechen. Sie erzählt ausführlich von ihrer Mission unter den „rauhem“ Männern, die sich durch die Begegnung mit ihr und der Botschaft von Jesus Christus von einem Leben der „Trunkenheit und Rohheit“ abkehrten und zu fürsorglichen Familienvätern und Ehemännern wurden. „Die Männer bringen ihren glücklichen Frauen ihren Lohn, und Frieden und Freude kehren ein, wo früher Streit und Zwietracht herrschten!“ (45) Funkes Bericht gibt einen spannenden Einblick in das von der Gräfin in Göhren (Rügen)gegrün-

dete Seemannsheim und ihr Zusammenleben mit „ihren rauhen Schiffern“, mit denen sie Sorgen und Freuden teilte und deren Herzen sie mit „sanfter Gewalt ... aufwärts zum ewigen Vatershaus, der Heimat der Erlösten zu weisen suchte.“ (53)

Unter der Überschrift „Unter Berliner Socialisten und Anarchisten“ schildert Gräfin Schimmelmann dann einen weiteren Zweig ihrer missionarischen und diakonischen Arbeit, die sie im Laufe ihres Lebens unter arbeitslose Männer in Berlin führte. Es klingt äußerst modern, wenn sie dazu schreibt: „Es war nötig, irgend eine Arbeit für diese Männer zu finden ... Einige meiner Freunde hatten den Wunsch, geschnitzte Möbel zu kaufen, wie ich dieselben meine Fischer zu machen gelehrt hatte. Ich gab daher den unbeschäftigten Tischlern die Arbeit und lehrte die anderen Männer das Schnitzen.“ (68) Ihrer eigenen Schilderung zufolge, hat sie sich um „hunderte von Arbeitslosen“, unter denen „auch Vagabunden und Verbrecher“ (69) waren, gekümmert. Ihre Liebe zu diesen Menschen hat deren Herzen für das Evangelium geöffnet.

Ein weiteres Kapitel enthält Adelines Bericht über ihre „Verfolgung und Gefangenschaft“. Sie schreibt darin, „daß die Brücke zwischen mir und meiner Familie abgebrochen war, als ich mein Herz Christo übergab.“ (85) Obwohl sie durch anonyme Briefe vor „Gliedern“ ihrer Familie gewarnt wird, folgt sie unbesorgt einer Einladung ihres Bruders. Sie schreibt dazu: „Nicht der geringste Argwohn kam in mir auf, daß meine Verwandten Pläne gegen mich geschmiedet hätten, obschon ich wußte, daß mein jüngster Bruder unzufrieden war, weil ich mein Testament zugunsten meiner Jungens und meiner Mission geändert hatte.“ (87) In der Hoffnung auf eine Versöhnung mit den Verwandten gerät sie blindlings in die von diesen gestellte Falle und wird am 21. Februar 1894 in eine „Irrenanstalt“ eingeliefert, in der sie hinter verschlossenen Türen unter Frauen, „die in ihrem Wahnsinn rasten“ (93) gefangen gehalten wird. Trotz körperlicher und seelischer Qualen gilt ihre Sorge auch in dieser Anstalt den „Seelen, denen (sie) von der Liebe Christi gesagt“ hatte. Diese Menschen sollen nach ihrem Verschwinden nicht durch „falsche Gerüchte“ an ihr und ihrem Zeugnis irre gemacht werden. Es ist ihr unerträglich, zu glauben, dass „es dem Teufel erlaubt sein sollte, die Arbeit zu verderben, die Gott durch (sie) gethan hatte.“ (95)

Ergreifend schildert die Gräfin das Schreckensszenario in der Irrenanstalt. Nach Wochen gelingt es ihren besorgten Freunden das Parlament über ihr Verschwinden in Kenntnis zu setzen. Am 28. März 1894 wird sie in ein „Staatsasyl“ überliefert, in dem die „besten Irrenärzte“ ihr bescheinigen, „daß sie keine Spur von Geisteskrankheit bei (ihr) entdecken könnten.“ (110) Vollkommen rehabilitiert, kehrt sie im September 1894 zu rück und setzt ihre Missionsarbeit unter Fischern und hilfsbedürftigen Menschen fort.

Das von Jörg Ohlemacher herausgegebene Buch gibt einen hervorragenden Einblick in das Leben und Wirken dieser eigenwilligen und couragiert handelnden Frau des 19. Jahrhunderts, für die Mission und Diakonie untrennbar zusammengehörten. Sie hat sich zeitlebens nur einem untergeordnet: „dem Willen Jesu“. Ihm zu folgen, bezeichnet sie als „Zweck ihres Lebens“ (121). Der Bericht Gräfin Schimmelmanns gibt – im Sprachstil seiner Zeit – Zeugnis von einem ungewöhnlichen Leben, das auch Frauen und Männer des 21. Jahrhunderts zum Nachdenken herausfordert. Ich empfehle es sehr gerne interessierten Leserinnen und Lesern als Lektüre.

Dr. Adelheid M. von Hauff, Dozentin für Evangelische Theologie/Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg; Privatschrift: Königsäcker 66, 68723 Schwetzingen